

Beilage zu Nr. 117 des Grenzboten.

Neuenbürg, Donnerstag den 29. Juli 1897.

Deutsches Reich.

Professor Bunkofer aus Wertheim veröffentlicht in der „Stroh-Post“ die angekündigte Erklärung über seinen Austritt aus der katholischen Kirche. Nach einigen einleitenden Worten heißt es in dieser Erklärung: „In einem Schreiben an das Hochw. erzbischöfliche Kapitelsvikariat zu Freiburg habe ich meinen Austritt aus der päpstlichen Kirche angezeigt. Es war die letzte Konsequenz einer über ein halbes Menschenalter zurückreichenden schweren Geistes- und Gemüths-Arbeit, die mich nötigte, Stein für Stein abzubrechen von einem Bau, der in der ersten Hälfte meines Lebens nach ausschließlich römischen Prinzipien und daher mit ungenügendem Material war ausgeführt worden.“ Es folgt sodann eine Darlegung der religiösen Momente, welche Bunkofer zu diesem Schritt veranlaßt haben, — er beklagt vor allem die Veräußerlichung des kirchlich-religiösen Lebens durch den herrschenden Jesuitismus — und eine scharfe Anklage gegen das unerhörte Treiben der ultramontanen Presse. „Alle diese traurigen Thatfachen“ — heißt es dann weiter — „haben mich bewogen, jetzt in meinem 57. Lebensjahr, dem Gewissen und der besseren Einsicht folgend, die Kirche des Papstes zu verlassen und Unterkunft zu suchen in einer Religionsgemeinschaft, die aus gleichen Gründen sich von der vatikanischen gewordenen Kirche losgelöst und welche der Ultramontanismus äußerlich verachtet, innerlich aber fürchtet, weil sie sein böses Gewissen ist und weil sie unter schweren Opfern für das edle Ziel arbeitet, dem unverdorbenen alten katholischen Christentum die Wege zu bahnen und die Einigung der christlichen Konfessionen in Liebe zu erstreben.“ Den Schluß der Erklärung bildet eine entschiedene Verwahrung gegen die Art, in der die „vatikanische Gemeinschaft“ einen solchen Schritt als „Abfall vom Glauben“ zu brandmarken pflegt. „Man darf kaum erwarten, daß die päpstliche Presse wenigstens Achtung vor Offenheit und Wahrhaftigkeit des Gegners, und daß sie im Kampfe der Ideen nicht wieder auf ein Niveau herabstiege, vor welchem die Angehörigen der päpstlichen Kirche erröthen müssen, während die anderen Christen dem Himmel danken und sich beglückwünschen. Ich selbst aber will mit Freude und Dank gegen Gott das Glück genießen, das in den Worten des Erlöser liegt: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Wertheim, 20. Juli 1897. Wilhelm Bunkofer, katholischer Geistlicher u. Gymnasiumsprofessor.“

Aus Frankreich.

Ein Freund unseres Blattes, der kürzlich von einer Reise aus Südfrankreich zurückgekehrt ist; und auch Paris besucht hat, teilt uns mit, daß die Eindrücke, die er in Frankreich gewonnen, ihn nach jeder Richtung als Deutschen beruhigt haben.

In erster Linie scheinen die Franzosen gewaltigen Respekt vor unserer Armee zu haben, und dazu haben sie, wie der auch in militärischen Kreisen immerhin urteilsfähige Beobachter meint, alle Ursache, denn das Militär machte mit Ausnahme der Truppen von Paris keinen glänzenden Eindruck. Das heißt „glänzend“ war wohl vieles, etwas Theatralisches lag wohl in dem Auftreten der Soldaten, besonders der Offiziere, aber das Strammste, wie es im deutschen Heere so vorteilhaft jedem Baien in die Augen sticht, das fehlt in Frankreich. Doch dieser Erkenntnis entspringt nicht etwa der Respekt, den die Franzosen neuerdings mehr wie je vor den deutschen Waffen haben, das ließe ihre Eitelkeit nicht zu. Der Respekt kommt daher, daß sie sich in ihren vermeintlichen Verbündeten, den Russen, getäuscht sehen.

Die Franzosen hatten geglaubt, die Russen zu einem Angriffskriege auf Deutschland zu gewinnen, die Russen sollen ihnen helfen, Elsaß und Lothringen zurückzuerobern; aber die Russen denken ja gar nicht daran, die haben genug bei

sich und an ihren Süd- und Ostgrenzen zu thun. Inzwischen aber halten sie die Franzosen hin, mißbrauchen ihr Vertrauen und lassen sich Geld vorschleichen. Das Gefühl des Alleinseins ist es, das den Franzosen Respekt einflößt; vor denen sind wir sicher. Zudem beschäftigt sie ihre Weltausstellung. Auch in der Zurüstung zu dieser giebt es Gelegenheit genug, von der Selbstüberhöhung dem Erbfeind der Franzosen, geholt zu werden. Da und dort fühlt man wohl, daß man hinter dem Nachbar zurückbleibt, selbst auf dem Gebiete der Kunst, und in der Industrie ist es besonders das Gebiet der Elektrizität, auf dem Deutschland unstrittig die Führung übernommen hat.

Die Franzosen müssen aber wohl auch das Vertrauen in sich selbst verloren haben, sonst wären Aeußerungen, wie die nachfolgende, nicht möglich. Ein Franzose der höhern Gesellschaftsklasse sagte, nachdem der Wein ihn berebet gemacht hatte: „Man spricht so viel davon, daß der deutsche Kaiser im Jahre 1900 zur Ausstellung nach Paris kommen möchte. Das geht natürlich nicht an. Aber — fügte er ernst hinzu — glauben Sie mir, es kann die Zeit kommen, wo wir Ihren Kaiser rufen müssen, um bei uns Ordnung zu schaffen.“

Muß es nicht traurig um das Land bestellt sein, wenn ein Vertreter des einst so stolzen Volkes zu einem Fremden — ja zu einem Deutschen — das zu sagen fertig bringt! Die Mißwirtschaft in der französischen Regierung und in der leitenden Gesellschaft ist daran Schuld, wenn die einsichtsvollen Kreise das Vertrauen verlieren. Die jüngsten Betrugsprozesse, in denen Leute von höchsten Würden an den Pranger gestellt wurden, haben die Verderbtheit gewisser Kreise wieder im rechten Lichte gezeigt. Ja, es ist vorgekommen, daß Männer als Betrüger entlarvt wurden, denen das dankbare Vaterland soeben erst ein Denkmal gesetzt hatte. Dem gegenüber können wir Deutsche denn doch wohl beruhigt auf unsere Zustände schauen, wenn dieselben auch oft in wenig günstigem Lichte erscheinen wollen.

Unterhaltender Teil.

Hab' dich von Herzen lieb.

Eine Erzählung aus dem Künstlerleben von Richard Steinkopff. (Schluß.)

Die Jugend ist die Zeit der Hoffnungsfreudigkeit, des Strebens, der Begeisterungsfähigkeit und der Illusionen. Ich hatte die feste Ueberzeugung, daß es mir gelingen würde, diesen bellagerten unglücklichen Menschen aus seinem elenden Zustande, aus seiner jammervollen Verzweiflung herauszureißen, ihn zu retten.

Der Ehrgeiz erlischt nie ganz im Menschen, der Wunsch nach Anerkennung, nach Erfolg wird nie völlig erkalten, sagte ich mir, und folgerte daraus weiter: Stellt dem Menschen eine würdige Aufgabe, und er wird sie zu erfüllen trachten; zeigt ihm ein verlockendes Ziel, und er wird es zu erreichen streben.

Hier handelt es sich darum, einen tief gefallenen Unglücklichen emporzurichten, ihn sein Glend vergessen zu machen, indem man ihn einer befriedigenden Thätigkeit zuführt und damit auf einen Pfad bringt, an dessen Ende ein erwünschtes Ziel lockt. Ist dieses erreicht, so ist er dem Trunke entzogen und damit Alles gewonnen. Leicht wird die Aufgabe sicher nicht sein, aber als hoffnungslos, als aussichtslos kann ich sie nicht gelten lassen.

Sofort ging ich an's Werk. Nach ziemlich hartnäckigem Bögern rang ich ihn, durch alle mir zu Gebote stehenden Ueberredungskünste, die Einwilligung ab, ein Konzert zu veranstalten. Gemeinschaftlich stellten wir vorläufig das Programm auf. Die Mitwirkung einiger bedeutender Kräfte der Hofoper und der Hofkapelle war gewiß. Ich hielt es für meine Aufgabe, mich dessen zu versichern. Saal, Alles

wurde besorgt. Billets wurden untergebracht alle die kleinen, oft recht kleinlichen und unangenehmen Schwierigkeiten wurden mit Leichtigkeit überwunden. Ich fühlte die Pflicht in mir, für Alles zu sorgen und war ordentlich glücklich in dieser Thätigkeit. Eins war mir recht peinlich, wurde aber über Erwarten leicht bewerkstelligt; ich mußte für den Konzertgeber zu einem tadellosen schwarzen Anzuge betteln. — Die ganze hohe Gesellschaft hatte ich für das Konzert zu interessieren gewußt, und sogar der Hof hatte sein Erscheinen zugesagt. Ich hatte keine Mühe gesucht und war von Pontius zu Pilatus gelaufen, denn auch ein finanzieller Erfolg des Abends lag mir am Herzen. So steuerten wir denn flott mit von Hoffnung geschwellten Segeln auf den Konzertabend los.

Das Konzert begann, der Saal war gefüllt; es verlief Alles programmäßig und vorzüglich. Der Abend war glänzend mein Schülting, denn als solchen betrachtete ich ihn, ließ sich auf dem Klavier und auf der Violine hören. Seine eigenen Kompositionen gefielen sehr. Sein Lied „Ach, wie ist's möglich dann“ trug er entzückend vor und erntete reichlichen Beifall.

Der Fürst ließ den Künstler zu sich entbieten und drückte ihm seine Anerkennung in freundlichster Weise aus. Das Schicksal seines Vondeskundes war dem Fürsten nicht ganz unbekannt geblieben. Ich triumphierte. Der Mensch war gerettet, und das war mein, mein eigenes Werk. Aus dem Erfolg dieses Abends würde er schon die Kraft schöpfen, wieder ein ordentlicher brauchbarer Mensch zu werden. Das war bei mir ganz sicher. Und wenn nun gar noch die Geliebte seiner Jugend, die Königin, von seinem Erfolge hörte (und das dies geschehe, dafür wollte ich schon Sorge tragen) wenn der Gedanke an sie und an ihre Teilnahme ihn wieder Mut und Kraft zu höherem, ja zum höchsten Streben verlieh, welche Hoffnung eröffnete nicht diese glückliche Perspektive, welche verheißungsvolle Zukunft erwartete nicht meinen armen Unglücklichen!

In gehobener Stimmung wollten wir, mehrere nähere Bekannte und ich, den Erfolg dieses Abends im Kreise der Mitwirkenden feiern. Mit heimlichem Bangen bemerkte ich, daß mein Schülting zu reichlich trank; die Erregung des Abends mag das ihrige dazu beigetragen haben, seinen Zustand zu verschlimmern. Bald war er angetrunken und leider — die schmerzlichsten Erinnerungen überliefen ihn, er war widerstandslos dagegen und bald hatte ihn der Teufel der Verzweiflung wieder beseffen. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, ihn von diesen Gedanken abzulenken — vergeblich. Er trank weiter, meine dringendsten Ermahnungen blieben wirkungslos.

Ich führte ihn zum Klavier und bat ihn, noch einmal mir das Lied „Ach, wie ist's möglich dann“ vorzuspielen. Er that es, er phantasierte in Fugen, in allen möglichen musikalischen Formen, in kunstgerechtester Weise auf dem Klavier, aus den verschiedenartigsten, künstlichsten Variationen klang immer die einfache Melodie durch; er spielte, aber wie! Durch alle Harmonieen tönte der Mißklang einer zerrütteten Seele — mir that das Herz weh.

Trotz meiner Bitten setzte er sich wieder an den Trinktisch und stürzte ein paar Glas Wein hinunter. Aus seinen Augen drangen die Thränen. Mir blieb unklar, hatte sie der Weintrausch oder der Schmerz erpreßt? Mit fallender Zunge und heiserer Stimme stammelte er: „Für mich ist keine Rettung mehr, keine; alle Hoffnung eitel; alle Mühe vergebens. Mein Schmerz martert mich zu Tode; ein verlorenes Dasein!“

Und wie zur Bekräftigung seiner konfusen Ergießungen stieß er mit einem kräftigen Fußtritt den Schenkeltisch um, so daß der Tisch, die Flaschen und Gläser krachend und klirrend zu Boden fielen.

Erschreckt sprangen die Zechenden auf und



sahen diese widerliche Szene. In der Stube schwamm der Wein. Die Scherben lagen wüst durcheinander. Mit stieren Augen glogte der Thäter in's Blaue. Alles brach in verdrossener Stimmung auf. Ich hatte noch mit dem Ordnen der Angelegenheit zu thun und blieb mit ihm allein zurück. „Es thut — mir um Sie leid mein junger Freund,“ lachte er gebrochen hervor, „aber Sie haben sich getäuscht — ich will keine Hilfe — ich will zu Grunde gehen — ich will — — —“ das Letzte konnte ich nicht mehr verstehen.

Langsam sank der Unglückliche auf seinem Stuhle zusammen, bis er mit diesem umstürzte, am Boden liegen blieb und anfing zu schnarchen.

Ja, für den Unglücklichen gab es keine Hilfe, keine Rettung mehr. — Verloren! —

Einige Tage später mußte ich nach Berlin zurückkehren.

Nach geraumer Zeit las ich in einer ganz zufällig in meine Hand geratenen thüringischen Zeitung die Notiz:

„Gestern Abend verstarb im hiesigen Armenhause eine stadtbekannt Persönlichkeit, der Musiker N. N. Er war der Komponist des Liedes „Ach, wie ist's möglich dann.“ Der Verstorbene, dessen Ruhm als Musiker und Komponist einst weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes, ja über die Deutschlands hinaus erstrahlte, lehrte an Leib und Seele gebrochen von seinen Triumphzügen in seine Vaterstadt zurück; eine unglückliche Liebe zu einer sehr hochstehenden Dame soll die Veranlassung hierzu gewesen sein. Er ergab sich immer mehr und mehr dem Trunke, bis er schließlich so tief sank, daß er, wie oben erwähnt, im Armenhause verstarb. Sein Ruhmeskranz ist verwelt. Von allen seinen einst so sehr bewunderten Kompositionen ist kaum noch eine bekannt. Nur die eine, das erwähnte Volkslied wird im deutschen Volke fortleben.“

Der Tod hat den Unglücklichen nun endlich von seinem Leiden erlöst.

An einem Bauernhause in dem württembergischen Dorfe N u m h a u s e n, Ob. Sulz, befinden sich folgende Verse:

„Der Bauer ist ein Ehrenmann,
Denn er bebaut das Feld;
Wer eines Bauern spotten kann,
Das ist ein schlechter Held.
Er pflügt und drischt und Bauernschweiß,
Erhält den ganzen Staat.
Was hilft Gelehrsamkeit und Fleiß,
Wenn man nicht Bauern hat.
Anno 1833.
Joh. Georg Red., Katharine Red.“

Der bekannte Naturprediger J o h a n n e s S u t t z e i t, ein ehemaliger Offizier, der mit seiner Frau in einer Hütte bei Berlin lebt, ist der von ihm bisher mit Feuereifer vertretenen Sache des Vegetarianismus untreu geworden. Er erklärt öffentlich, daß er, „um neue Kräfte zu gewinnen“, sich entschlossen habe, wieder Fleisch zu genießen. In Vegetariertreisen erregt der Abfall des langjährigen Vorkämpfers der natürlichen Lebensweise und fleischlosen Kost unliebsames Aufsehen.

(Ein sonderbares Ehepaar) wurde in Lautzen (Distr.) getraut. Der Mann, namens Agpodien, war Wittwer und bereits 74 Jahre alt; seine ihm jetzt angetraute Ehefrau, die Witwe Barlowski steht im 69. Lebensjahre. Zum Gaudium der Dorfjugend können die beiden Alten ihre Verliebtheit selbst auf der Straße nicht verbergen; sie pflegen auf ihren Spaziergängen sich häufig zu umarmen und herzlich zu küssen.

Wie glücklich jeder Mensch im Besitz seiner G e s u n d h e i t sein kann, wenn er auch nicht die geringste Anlage zum Millionär hat, beweist wieder einmal ein Fall in New-York, der augenblicklich nicht geringes Aufsehen verursacht. Mr. Charles Rouß, der viele Millionen sein eigen nennt, würde diese freudig hingeben, wenn er dafür sein Augenlicht, das er seit kurzem verloren hat, wiedererlangen könnte. Eine Million Dollars hatte er Anfangs demjenigen Arzt ausgesetzt, dem es gelingen würde, ihn

von seiner Blindheit, die infolge von Lähmung des Sehnervs eingetreten ist, zu heilen. Natürlich haben sich viele Aerzte aus allen Weltgegenden gemeldet, doch ist bis jetzt nur wenig Hoffnung vorhanden. Ein junger Arzt aus Georgia, der den Erblindeten zuletzt untersucht hat, glaubt zwar ziemlich gewiß zu sein, in den Besitz der Belohnung, die der verzweifelte Mr. Rouß bereits auf zehn Millionen Dollars erhöht hat, zu gelangen. Der unglückliche Millionär verspricht sogar jedem, der ihm das Augenlicht auch nur auf Minuten wiedergeben würde, einen Teil seiner ihm jetzt völlig wertlos erscheinenden Millionen.

In Teignmouth, Devonshire, starb eine 77jährige Dame, welche, obschon völlig gesund, seit 39 Jahren ihr Bett nicht verlassen hatte. Vor diesem Zeitraum kam sie eines Tages, wie sie selbst zu erzählen pflegte, zu der Ueberzeugung, daß es nirgends schöner sei als in ihrem Bett. Sie faßte den Entschluß, dasselbe hinfort bis zu ihrem Tode nicht mehr zu verlassen. Sie ließ sich ihr Bett zu ebener Erde aufschlagen und eine Reihe von Spiegeln so aufhängen, daß sie Alles auf der Straße und in ihrem Vorgarten beobachten konnte. Ihr Gehör verschärfte sich in außerordentlicher Weise, so daß ihr nicht das leiseste Geräusch in ihrem Hause entging. Selbst der Tod ihrer Eltern vermochte sie nicht ihrem geliebten Lager zu entreißen. Bei ihrem Tode, bis zu dem sie völlig gesund blieb, wog sie 250 Pfund.

(Ein guter Einfall.) Friedrich Wilhelm III. bemerkte eines Tages bei der unerwartet raschen Zurückkunft von einem Spazierritt in das Palais zu Potsdam, daß sich der Portier nicht, wie es dessen Pflicht gebot, auf seinem Posten befand. „Portier ist abgesetzt!“ rief der Monarch zornig. Jede Fürsorge würde bei der Hartnäckigkeit, mit welcher der König an einer einmal getroffenen Bestimmung festhielt, fruchtlos gewesen sein, man schwieg also, obgleich das Schicksal des sonst so pflichtgetreuen Beamten allgemein Bedauern erregte. Als aber am nächsten Morgen der dienstthuende Flügeladjutant in das Zimmer des Monarchen trat, gestattete er sich die Frage: „Majestät, ist der Portier auf einen oder auf zwei Tage abgesetzt?“ — „Auf einen,“ lächelte der König, der inzwischen wohl selbst schon das im ersten Aerger Befügte bereut hatte.

(Der König von Siam und deutsche Volkslieder.) Als der König von Siam jüngst das Berner Oberland bereiste, wünschte er Proben des schweizerischen Volksgefanges zu hören. Bereitwillig ließen sich einige Gesangsvereine vernehmen, und zwar sowohl in hochdeutschen als in mundartlichen Liedern. Namentlich gefiel dem orientalischen Herrscher „Breneli abdem Guggisberg“, ein beliebtes Oberländerlied, das jedenfalls in Hinterindien noch wenig bekannt ist. Bei dem Lied: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang . . .“ wußte König Tschulaloglorn bereits, daß es vom deutschen Konfözius (Luther) stamme.

(Siegelack-Sprache.) Ja, man hat sogar eine Siegelack-Sprache. Man wählt die Farbe der Lacke je nach dem Inhalt der Briefe. Der Jüngling, der seiner Angebeteten sein Herz zu Füßen legt, siegelt mit weißem Lack; daß schwarzer Lack für Trauerbotschaften und Briefe von Trauernden dient, ist bekannt; lila siegelt man Briefe, die Beileidsbezeugungen enthalten, braun resp. chocoladefarben siegelt man Einladungen; hochroter Lack wird für Geschäftsbriefe, rubinfarbener für ein „glücklich liebend Paar“ genommen. Grüner Lack bedeutet natürlich Hoffnung, gelb Eifersucht; einen Brief in dem ein Tadel enthalten, siegelt man blaugrün. Junge Mädchen benutzen ganz hellrosa Lack, Freunde siegeln ihre Briefe grau; goldläuferbraun ist der Siegel für schwermütige Briefe.

(Wert der Dinge.) Der Abbé Rollet las einst in einem gelehrten Vereine eine höchst

langweilige Abhandlung über die Preise der Lebensmittel vor. Der Mathematiker Fontaine, der zugegen war, sagte zu seinem gähenden Nachbar: „Der gute Rollet kennt den Wert aller Dinge, nur leider nicht — den Wert der Zeit.“

(Aprikosen in Essig.) Reife, aber nicht zu weiche Aprikosen werden in Hälften geschnitten und geschält. Zu 3 bis 4 Pfd. Aprikosen kocht man $\frac{1}{2}$ Liter Essig mit $1\frac{1}{2}$ Pfund Zucker auf, schäumt ihn ab, läßt die Früchte einmal darin aufkochen und dann auf einem Siebe abtropfen, legt sie mit den abgezogenen Aprikosenkernen in ein Glas, kocht den Essig mit einigen Gewürznelken und etwas Jimmt zu einem dünnen Syrup ein, und gießt ihn kalt durch ein Sieb auf die Früchte. — Wenn der Saft sich nach einigen Tagen verdünnt hat, so kocht man ihn noch ein wenig ein und wiederholt dies so oft, bis er nicht mehr dünn wird. Alsdann werden die Gläser vorschriftsmäßig verschlossen.

In neuerer Zeit will man gefunden haben, daß eine Salbe aus 1—1 $\frac{1}{2}$ Teilen Antimonin und 100 Teilen Schweinefett oder Vaselin bereitet, Pferden, Rindern u. reichlich eingerieben, vor Br em s e n s t i c h e n schützt. Antimonin und Vaselin liefert jeder Apotheker. Landwirthe und Pferdebesitzer sollten in den heißen Sommertagen dieses einfache Mittel probeweise bei ihren Tieren anwenden.

[Jägerlatein.]
„. . . Ja, ja, meine Herren, eines Abends kam ich so ermüdet nach Hause, daß ich, schon halb im Schlafe, meinen Stutzen in das Bett legte und mich in den Gewehrschrank stellte, allwo ich auch die ganze Nacht stehen blieb!“ —
„Glaub's glaub's schon! Auch ich kam einmal todmüde nach Hause, und in meiner Zerstreuung legte ich das brennende Licht ins Bett und blase mich selber aus!“

[Ein Moderner.] „Warum gehen Kamerad bei klassischen Stücken immer nach dem vorletzten Akt schon fort?“ — „Als Anhänger von neuer Richtung! Mir unausstehlich, wenn Sache Schluß hat!“

[Aus einem Schülerausatz.] Ein Frosch, welcher noch nicht ausgewachsen ist und wenig Bildung besitzt, wird Kaulquappe genannt.

Auflösung des Arithmogryphs in Nr. 115.
Firdui. Rapp. Andernach. Nagasaki. Klausenburg. Fiume. Urban. Rossini. Tzie.
Frankfurt. — Iphigenie.

Die eiserne Schlange.
(C h a r a d r.)
Unter allen Schlangen ist Eine
Zu Eisen ganz erstarrt,
Auf welche zu seiner Befreiung
Ein edler Gefangener harret.
Sie hat nicht Gift, noch Zähne,
Doch packt sie den Wächter an,
Durchbohrt den Leib dem Verhafteten,
Und macht dem Gefangenen Bahn.
Schon steht er vor dir ja, der Kerker,
Ein edler Franke darin,
So fein und so wohlherzogen,
So freudiglustig sein Sinn;
Ergreife die Schlange, du Haub'rer,
Durchbohre den Wächter freich,
Befreie den edeln Gefang'nen,
Den Kerker wirf unter den Tisch!
Schon glänzen die Augen des Freien,
Schon träumt er von Geistes Vereen:
So laß doch den Dichter nicht warten!
Laß schnell zu dem Bruder ihn ein!

Bestellungen auf den „Gnzhäler“
für die Monate August u. September werden noch von sämtlichen Postanstalten und Postboten angenommen. In Neuenbürg abonniert man bei der Exped. d. Bl.
Redaktion u. Verlag des Gnzhälers.

